

(Nachdruck verboten.)

23]

## Die Huerta.

Roman von B. Blasco Ibanez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Das war nicht alles, das Schönste fehlte noch: Die Girlande, ein Bündel weißer Blumen mit Behängen, die bis auf die Ohren herabhielen, ein wahrer Wildenschmuck. Pepitas fromme Hand malte in schrecklichem Kampfe gegen den Tod die bleichen Wangen mit Schminke rosa und belebte mit dieser Zinnoberauflage den leichenblassen Mund. Doch umsonst bemühte sich die naive Bäuerin, die weichen Lider zu öffnen, sie fielen immer wieder zu und verbargen die starren, matten, glanzlosen Augen, in denen die Traurigkeit des Todes schlummerte.

Armer Pascualet! Unglücklicher kleiner „Bischof“! Mit seiner seltsamen Girlande und seinem geschminkten Gesicht war er zur Karikatur geworden. Vorher erweckte sein blasser, vom Tode grüngefärbter Kopf, der auf dem Rücken der Mutter ruhte, mit seinen blonden Haaren als einzigem Schmuck eine viel tiefere Nüchternheit. Doch trotzdem begeisterten sich die guten Weiber der Huerta für Pepitas Werk und riefen entzückt:

„Seht nur, seht!“ Man möchte glauben, er schläft, so hübsch, so rosig. . . Nie hatte man solches Engeln gesehen wie dieses?

Und sie füllten die leeren Stellen des Sarges mit Blumen aus, warfen Blumen auf das weiße Gewand, bedeckten damit den Tisch und stellten Büschel in die Ecken. Die ganze Ebene küßte den Körper dieses Kindes, das sie so oft wie ein Vögelchen durch die Fußpfade hatte schlüpfen sehen, die ganze Huerta warf eine Flut von Düften und Farben auf diesen leblosen, starren Körper.

Die beiden jüngeren Brüder betrachteten Pascualet mit frommer Bewunderung, wie ein höheres Wesen, das jeden Augenblick davonfliegen mußte. . . Der Hund umschlich den Katafalk, streckte seine Schnauze vor, um die kalten Wachs-händchen zu lecken; dabei stieß er eine fast menschliche Klage, ein Geheul der Verzweiflung aus, das die Weiber nervös machte, so daß sie das treue Tier mit Fußritten verfolgten.

Gegen Mittag kehrte Teresa, die ihrer Gefangenschaft fast mit Gewalt entwichen war, nach Hause zurück. Ihre mütterliche Zärtlichkeit empfand eine große Genugtuung, als sie sah, wie man den Kleinen ausgeputzt hatte; sie küßte ihn auf seinen geschminkten Mund und begann wieder zu weinen.

Es war Essenszeit. Batistet und die Kleinen, bei denen der Schmerz nicht den Magen zum Schweigen bringen konnte, verschlangen große Stücke Brot und versteckten sich in den Winkeln. Doch Teresa und ihre Tochter dachten nicht ans Essen. Der Vater, der noch immer auf seinem Strohsessel vor der Tür saß, rauchte eine Zigarre nach der anderen; unbeweglich wie ein Orientale, drehte er seiner Wohnung den Rücken, als hätte er Furcht, den weißen Katafalk zu sehen, auf dem der Leichnam seines Kindes wie auf einem Altar ruhte.

Abends wurden die Besuche noch zahlreicher. Die Frauen kamen in ihren Sonntagskleidern, die Mantille auf dem Kopfe, um der Beerdigung beizuwohnen. Die jungen Mädchen stritten sich eifrig um die Ehre, zu den Bierern zu gehören, die den Kleinen auf den Kirchhof tragen sollten.

Mit trauriger Miene erschienen am Rande der Landstraße, als wollten sie dem Staube wie einer todbringenden Gefahr ausweichen, zwei bedeutende Besucher: Don Joaquin und Donna Josefa. Der Schulmeister hatte seinen Schülern erklärt, in Anbetracht des „furchtbaren Ereignisses“ fände an diesem Nachmittage kein Unterricht statt. Und man merkte das auch, wenn man die Menge der fetten und unsauberen Schlingel betrachtete, die sich in das Haus schlichen, und wenn sie sich an der Leiche ihres Kameraden satt gesehen hatten, über die Wege liefen oder sich damit belustigten, über den Rinnstein zu springen. Donna Josefa hielt mit ihrem abgeschabten Wollenkleid und ihrer großen Mantille ihren feierlichen Einzug in das Haus; nach einigen schönen Phrasen, die sie ihrem Manne entlehnte, warf sie ihren dicken Körper in einen Stuhl und blieb dort stumm, gleichsam schlafend, in die

Betrachtung des Sarges versunken, sitzen. Die brave Frau, die gewöhnt war, zuzuhören und ihren braven Mann zu bewundern, war außerstande, auch nur die geringste Unterhaltung zu führen.

Don Joaquin, der seinen grünen Gehrock, den er nur an hohen Festtagen trug und seine umfangreichste Krawatte angelegt hatte, setzte sich draußen neben dem Vater nieder. Seine dicken, groben Bauernhände steckten in schwarzen Handschuhen, die, von den Jahren gebleicht, die Farbe von Kliegenflügeln angenommen hatten; er bewegte sie beständig, denn er wollte die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen nur bei feierlichen Gelegenheiten üblichen Schmuck lenken. Er entfaltete für Batistete die Schönheiten seiner blumenreichsten und klangvollsten Beredsamkeit. Batistete war sozusagen sein bester Kunde und hatte ihm stets pünktlich an jedem Sonnabend die zwei Heller Schulgeld überhand.

„So geht's in der Welt, Sennor Batista, man muß sich in das Unvermeidliche fügen. Wir kennen nie den Willen Gottes, oft läuft auch ein Unglück zum Besten seiner Geschöpfe aus.“

Dann unterbrach er die lange Reihe der Gemeinplätze, die er pathetisch, als wäre er in der Schule, herunterleierte, und fügte mit leiser Stimme, pfiffig mit den Augen blinzeln, hinzu:

„Habt Ihr diese Menge Menschen beobachtet, Sennor Batista? Gestern fluchten sie noch das Schlimmste auf Euch und Eure Familie herab; und Gott weiß, wie oft ich sie wegen ihrer Bosheit getadelt habe. Heute treten sie mit demselben Vertrauen in Euer Haus wie in das ihrige und überschütten Euch mit Liebesbeweisen. Infolge Eures Unglücks vergessen sie ihren Groll, er bringt sie Euch näher.“

Nach einer Pause, in der er mit gesenktem Haupte sitzen blieb, fügte er mit tiefer Ueberzeugung, sich auf die Brust schlagend, hinzu:

„Ihr könnt mir glauben, ich kenne sie genau. Bestien, jawohl, der schlimmsten Dummheiten fähig; doch sie haben ein Herz, das sich vom Unglück rühren läßt, und dann ziehen sie die Krallen ein. Arme Leute! Ist es ihre Schuld, wenn sie als Vieh auf die Welt kommen und wenn niemand daran denkt, sie ihrer traurigen Lage zu entreißen?“

Er schwieg eine ziemliche Weile und fuhr dann mit dem Eifer eines Kaufmanns, der seine Ware lobt, fort:

„Hier ist in erster Reihe Erziehung vonnöten, viel Erziehung, Tempel des Wissens, die den Glanz der Aufklärung auf die Ebene werfen, Jackeln, die . . . die . . . kurz und gut, wenn mehr Kinder in meine Schule kämen, und wenn die Väter, anstatt sich zu betrinken, mir pünktlich das Schulgeld zahlten, wie Ihr es tut, Sennor Batista, so würden die Dinge besser stehen. Aber ich sage nichts weiter; denn es liegt nicht in meiner Absicht, meinen Nächsten zu beleidigen.“

Er setzte sich dieser Gefahr indessen doch aus; neben ihm standen nämlich einige dieser Väter, die ihm Schüler zuschickten, ohne ihre Taschen mit den zwei Hellern zu beschweren.

Mehrere Bauern, die gerade der Familie die größte Feindseligkeit bezeigt hatten, wagten nicht, sich dem Hause zu nähern und blieben auf dem Wege stehen, wo sie eine Gruppe bildeten. Unter ihnen auch Pimento, der in Begleitung von fünf Musikern aus der Schenke kam und ein recht ruhiges Gewissen hatte, seit er sich wieder ein paar Stunden in Copas Schenke aufgehalten.

Unaufhörlich strömten neue Besucher herbei. Es war kein Platz mehr in der Hütte, die Frauen und Kinder setzten sich auf die Steinbänke am Fuße des Spaliers und auf die benachbarten Böschungen, um hier die Stunde des Begräbnisses abzuwarten.

Drinne hörte man Wehklagen und mit energischer Stimme erteilte Ratschläge. Das war Pepita, die Teresa von dem Leichnam ihres Sohnes fortzuziehen wollte. Man mußte doch vernünftig sein, der Kleine konnte doch nicht immer da bleiben. . . Es wurde spät, und die schlimmsten Augenblicke macht man am besten recht schnell ab. . . Und sie kämpfte mit der Mutter, um sie von dem Sarge fortzubringen, in die Kammer zurückzudrängen, um sie zu hindern, der schrecklichen Minute des Aufbruchs beizuwohnen, wenn das Engeln, auf den Schultern der jungen Mädchen fortgetragen, mit den

weil die Flügel entweichen würde, um nie mehr zurückzukommen. „Mein Schöhnchen! König seiner Mutter!“ stöhnte die arme Teresa.

Sie sollte ihn nicht mehr sehen. „Ein Kuß, noch einen Kuß!“ Und der Kopf des Toten, der trotz der Schminke immer fahler wurde, wackelte von einem Ende des Kopfkissens zum anderen und bewegte sein blühendes Diadem in den Gängen der Mutter und Schwester, die sich um den letzten Kuß stritten.

Doch der Herr Vikar mußte wohl mit den Neßkindern und Chorfnaben am Ausgange des Dorfes warten, man durfte sich also nicht verspäten. Pepita wurde ungeduldig: „Geh, geh in die Kammer!“ und mit Hilfe anderer Frauen stieß sie Teresa und ihre Tochter hinein.

(Fortsetzung folgt.)

## Neue Romane und Novellen.

Titel sind nicht immer Etiketten, die Büchern nur so aufgeklebt werden. Es gibt unter den Schaffenden Seiltänzer, Harleline und — ein paar erst zu nehmende Künstler. Die von der ersteren Kategorie gebrauchten irgend eine marktbeschriftete Buchüberschrift lediglich zu Geschäftszwecken, etwa wie reisende Schausteller ihre schauderhaft schönen Zirkusschilder; diese, das heißt ein paar wirkliche Dichter bestreben sich, in den Titel die Quintessenz ihres Wertes zu legen: man tritt in dieses ein wie durch ein Portal mit feierlicher Ueberschrift in goldenen Lettern. Aber das sind nur wenige. Die anderen folgen dem reklamelisternen Zug unserer Zeit, sie erfinden Titel, die mehr versprechen, als das betreffende Werk zu halten vermag. Pia fraus, sagt der Lateiner; nicht immer absichtlich, oft Selbsttäuschung, Ueberschätzung des Gegebenen — aber doch Betrug.

Rudolf Buch schäme ich als regsamen Schriftsteller; doch der Titel seines Romans „Der Frauen wunderbarlich Wesen“\*) macht Erwartungen rege, die hinterdrein nicht erfüllt werden. Man hofft, hier auf neue Offenbarungen der weiblichen Psyche zu stoßen, und findet doch nicht viel mehr als alltägliche Wahenehmungen. Ein Gattungstypus wird da in der Frau des jungen Arztes geschildert: ein Individuum von möglichem Intellekt, mit den potenzierten Voraussetzungen eines Großstädtinchen, durch Heirat nach Krähwinkel verschlagen. Hier ist man zum Verzicht verurteilt, muß mit allerlei kleinsten Verhältnissen und Widrigkeiten die begriffsstutzigen Anschauungen eines bornierten, um nicht zu sagen kultursyndischen Kleinstädtlerbolles in Kauf nehmen und bekommt für jedwedes Loden wider den Stachel tausend Schmerzen an eigenen Zäh zu kosten. Zuvörderst hat man sich als junges Wesen, das zu Hause im Wohlleben aufgewachsen, die Ehe ganz anders gedacht. Nun ist man nichts, als die Frau eines Arztes, der in irgend einem Provinznest die Praxis des kranken Kollegen käuflich übernommen hat. Da heißt es sich durchziehen. Das ist keineswegs so einfach. Immer, wenn wer ein Doktor Stodmann ist, wird er, das lehrt uns Ibsen, zum Volksfeind gehemelt. Stodmanns Kollege in Dingsda genöthigt in Berlin, als er noch Assistent an der Klinik war, einen guten Ruf als mediänisches Zukunftsblumen, in seinem nunmehrigen ländlichen Wirkungskreis mußte er, das war vorauszu sehen, Anstoß erregen. Das Studium der Naturwissenschaft lehre ihn von Haus aus den Gebrauch aller Apothekennittel zu verbannen. Auf Freundschaft mit dem seßhaften Bildhauer sowie mit seinem Berufskollegen dort zu bauen, wäre irrgenerisch. Man betrachtet ihn mit feindseligen Augen. Dies um so mehr, als er auch gerade ins Volk hinabsteigt, um ihm den Segen der Naturheilkunst zu bringen. Als moderner Mediziner hat er soziale Zustände. Darf einer das alles, wenn er in Krähwinkel als Arzt in die „Gesellschaft“ kommen, zu ihr, dem höchsten Machtfaktor, mit dem à tout prix gerechnet werden muß, gehören will? Unser Held ist aus anderem Holz geschnitten. Der Götterliedler hält fest an dem Naturgeseß von der Auslese der Stärken und Besten. So kann ihm denn nichts den Glauben an sich selbst und seinen endlichen Sieg erschüttern. So will er denn nichts von Empfindung und Protektion durch andere wissen. Er, der naturwissenschaftlich hochbegabte Mann muß lediglich aus und durch sich selber emporkommen, ohne der Kruden anderer zu bedürfen, ohne die Kruden zu betrreten, die die große Menschenherde wandelt. Seine Frau huldigt gegenteilhafter Anschauung. Erst hatte sie gehofft, sich beide in Dingsda unmöglich zu machen, indem sie der „Gesellschaft“ mal auf, mal vor den harten Schädel schlug, um so wieder nach Berlin zu kommen. Nichts weiter, als daß man sich Feinde schafft. Ihr Gatte, meint sie nun, werde ohne die Mitwirkung Dritter, ohne Wegbereiter nicht zu einer auskömmlichen Praxis gelangen; die überwiegend proletarische bislang trug nichts — es wäre denn eine lassenärztliche. Richtig, da wird im benachbarten Bergwerksrevier die Stelle eines Arztes mit fester Besoldung demnächst frei werden. Anwartschaft darauf dürfte der Konkurrenzkollege haben; denn er ist lange Jahre hier — und ist

Stabsarzt der Reserve. Ihm muß die Stelle abgejagt werden. Das unternimmt die Frau des anderen. Zu rechter Zeit besinnt sie sich, daß ihr verstorbener Vater und der Bergdirektor zusammen auf der Universität gewesen sind. Er war ja auch schon im Hause geladen; man kennt sich also, und das übige, nämlich die Empfehlung ihres Gatten bei der Regierung, wird dann der Direktor gewiß besorgen. Inzwischen aber verliert die Frau ihr Erbvermögen, das der Mann bei einem Bankler arbeiten läßt; denn dieser ist eines Tages mißsamt den Wertpapieren durchgebrannt. Man ist nahezu am Bettelstab; die Praxis trägt noch immer nichts; der Apotheker mit dem anderen Arzte intrigieren heftig, weil sie dahinter gekommen sind, daß der junge Doktor nicht nur keine Medicinen verschreibt, sondern daß er vom Militär ohne den Stabsarztstitel abgegangen und daß er außerdem von unehelicher Geburt sei. Ein Matel haftet also an ihm, das ist unzweifelhaft. Obendrein will der Schlächter kein Fleisch mehr borgen und läßt den Arzt pfänden. Die Pfändung kann im rechten Augenblick noch abgewendet werden, weil sich ein reicher Patient „Krawattendrehen“ schlimmster Sorte, zur Hergabe einer Summe auf Wechsel herbeiläßt. Aber die Kassenarztsstelle ist noch immer in Schweben. Beim ärztlichen Ehrengericht wird währenddem eine Beschwerde gegen den jungen Kollegen eingebracht. Dabei kommt es zum Klappen. Der Apotheker sowie der rivalisierende Arzt werden als Schurken entlarvt — und so ist die Stelle dem Sieger sicher. Freilich, seine Frau mit dem „wunderlichen Wesen“ hat unterdessen manche Herzensstrife durchgemacht. Zunächst stürzte sie mit einem alten besoldeten Stadtrat. Er war ehemals Offizier gewesen, hatte dann Jus studiert, was Assessor geworden und schließlich auf diesen Posten verschlagen, der ihn keineswegs befriedigte. Eine „Herrennatur“, ein origineller Poltrian, hatte er sich nun in die junge Frau verliebt. Sie wies ihn ab und er zog in den Burenkrieg, wo er den Tod fand. Dann versuchte ein Kollege ihres Gatten, der bei dem Konkurrenten als Assistentenarzt tätig ist, sie zu Fall zu bringen. Auch dieser Coup gelingt nicht, weil die Frau ein so „wunderlich Wesen“ ist. Als sie sich guter Hoffnung fühlt, kommt eine vollständige Wandlung über sie. Nun wird ja alles gut werden.

In dem Roman, der im ersten Drittel tüchtige Qualitäten zeigt, bestimmt doch hernach das Konstruierte seiner ganzen Fabel. Manches ist zu flüchtig und unlogisch. Der „Krawattendrehen“ zum Beispiel; ferner die Arbeitertypen; unbehauen wirkt dann die Sitzung des Ehrenrats. Anderes gerät wieder besser. Gute Zeichnung verraten einige Nebenfiguren; am besten ist die des Stadtrats gelungen.

Als Konstruktionsroman möchte ich auch „Peter Schüler“\*) von Erich Lilienthal bezeichnen. Der mir bis dato unbekannte Verfasser nennt sein Werk eine „Tragi-Groteske“. Damit hat er recht. Er stellt einen Typus aus der Genieperiode des jüngsten literarischen Deutschlands auf die Beine. Der Held ist aber vorzüglich gezeichnet. Wir begleiten ihn von Kind aus durch alle Phasen seiner „Entwicklung“ bis zum Wahnsinn. In ihm spiegelt sich die verderbliche Gasklosigkeit jener Gatt sei Dante begrabenen Epoche. So saßen sie aus die Maruse! Jammerprodukte einer weiblichen Erziehung. Schlechte Schüler dann, Universitätsbummel später, inwischen Caféhaus-Pflanzen, die sich hier den größten Teil der Tage und Nächte jaulend auf den Polstern räkelten, ihr „Wissen“ aus Zeitungen und literarischen Winkelblättern sögen, mit Nihilismus „Barakusstra“ schlafen gingen, bei Marienbänden platonische Liebeskünste durchmachen, Abnuth schlürften, ihre hohlen Sinne künstlich zu poetischer Dreihandshreit entzündeten und sich im übrigen als charakterlose Lumpen und literarische Genies brüsteten. Wie viele haben wir an ihrem Größemachen, der ihrer künstlerischen Zukunftslosigkeit die Wage hielt, elend verkommen gesehen! Man möchte auf diesen oder jenen, ja auf Dutzende, die am Begrand liegen geblieben und nach deren ephemeren Leistungen und noch gleichgültigeren Namen längst kein Haßn trägt, mit dem Finger hinweisen und sagen: Der war Peter Schüler! Mir scheint, daß Erich Lilienthal der Verschommenheit jener literarischen Dekadenzeit eine plattische Gestalt verliehen hat, besser, als alle Geschichtsschreiber des Naturalismus zusammen genommen. Und noch auf ein charakteristisches Merkmal sei nebenbei hingewiesen: auf den Anteil, den Lilienthal der Frau seines Romanhelden an dessen Schicksal zugewiesen hat. Diese Episode erinnert an historische Tatsachen. Bekanntlich verübten die Frauen zweier deutscher Dichter: Heinrich Heine und Gottfried Kinkels, Selbstmord, um deren sinkende Ehepartner auf neue zu entfachen. Es war, obwohl ein krankhafter, jedenfalls doch ein ungewöhnlich persönlicher Heroismus der Tat. Auch die Frau des Peter Schüler opfert sich für den Gatten, aber sie opfert sich auf völlig andere Weise: sie sucht die lyrische Impotenz und künstlerische Tragwürdigkeit Schülers trotz alledem bei der Menge durchzubrüden, indem sie — als Odaliskin aus Pöbium steigt und des Mannes platonische Liebeslieder deklamiert. Ihrer Machtthat jagt das Publikum zu; der Dichter aber gewinnt keine Gemeinde. Die Frau setzt den höchsten Preis, den ein Weib zu vergeben hat: ihre Schamhaftigkeit, ein. Sie verfällt einer Lungenentzündung — und ein rascher Tod rafft sie hinweg. Der „Held“ stiehlt sich nachts hinaus, gräbt die Leiche der geliebten Frau auf — und wird wahnsinnig. Es wartet ja in diesem Kapitel ein laprizios romantisches Spiel, vermengt mit

\*) Bei Egon Fleischel u. Co., Berlin.

\*) Minden i. B., J. L. L. Bruns' Verlag, 1905.

pathetischen Lyriken; allein der Verfasser erreicht damit, wie mir scheint, was er beabsichtigte: die Auflösung der Lebenstragödie in höhnellende Groteske.

Ironie und groteske Laune bilden vollends die Dominanten in Frank Wedekinds neuen Erzählungen, die er unter dem bezeichnenden Titel „Feuerwerk“ zu einem Dilett vereinigt hat. Bei diesem Autor müssen wir — das steht nun schon fest — stets auf die tollsten Dinge gefaßt sein. In sämtlichen Geschichten wird das Thema Geschlechtsliebe mit der ausgesuchtesten Finesse eines Gourmets von süßsüßer Geniehsart und diabolischer Grazie angeschlagen. Bedenkend vermag die peinlichsten erotischen Dinge zu behandeln, ohne den Boden des Selbstverständlichen zu verlieren. Moralische Einwände kennt er nicht; das Erzählen überläßt er den anderen — den Lesern. Daß er indessen unmoralische Wirkungen erzeugt, bestreite ich entschieden. Seine Gemeinde setzt sich vorwiegend aus Feinschmedern zusammen, die dem Dichter bis in die tiefsten Zergänge der Psyche zu folgen vermögen. Kaviar ist nicht für alle und jeden.

Indem ich nunmehr das neueste Novellenbuch von Ernst Zahn: „Helden des Alltags“\*) zur Hand nehme, fühle ich mich plötzlich aus den Niederungen dieses Lebens, aus dem Dunstkreis tierischer Instinkte und Leidenschaften zu reineren Menschheitshöhen erhoben. Das Buch ist ein Hymnus, von seinem Dichter dem vollstündigen Heldenstum gesungen. Einfache Dörfler und Kleinstädter sind es, die wir in den zwölf Novellen kennen lernen; aber sie wuchsen auf in einer grandiosen Gebirgsnatur: die Schweizer Alpen sind ihre Heimat. Daß einer von ihnen ins große Weltleben hineintaucht, hören wir kaum. Eng bezirkt ist ihr Wirken und Schaffen. Was der Tag befehrt: — das bewegt die Gemüter. Von ihren Kämpfen, von ihrer Duldergröße geschieht draußen kein Ruhmens. Und dennoch wohnt bei ihnen ein Heroismus ohne gleichen. Es ist ein starkes Geschlecht da in den Felsenbergen. Die großartige Natur ringsumher, ihre mächtig-erhabene Schönheit weht in den Seelen feierliches Heldenstum. Männer und Frauen, so leidenschaftlich sie hassen und lieben, sind auch groß im Ertragen. Sie sind eins mit dem Heimatboden, der sie trägt. Ihre Gemüter, bald tosend wie Sturzflüsse und Lawinen, bald klar wie ein Bergsee, haben doch auch ihr Alpenglühen, das sie vertilgt und vergaltet. Und so ist dies Buch in seiner vollstündigen Kraft und Schönheit wie ein herrliches Brevier, von dem man nicht mehr loskommt, wenn man darin zu lesen begonnen hat. —

Ernst Kretowski.

## Kleines feuilleton.

10. Die fünf Systeme in unserem Körper. (Nachdruck verboten.) Das Ich ist für den Menschen der Jubegriff all seiner Fähigkeiten, der körperlichen wie auch der geistigen. Der Mensch versteht unter dem Ich seine ganze Person, aber nicht mit Recht. Die Fähigkeit ist eigentlich nur für einen Teil, des menschlichen Körpers berechtigt, nämlich für den Teil der empfindet, denkt, will und handelt, für den Teil, dessen ich mir bewußt bin. Diese besonderen Tätigkeiten bezw. Fähigkeiten werden in unserem Körper durch ganz bestimmte Teile vertreten, nämlich durch die Nerven- und Muskelmasse. Außer jenen Tätigkeiten bezw. Fähigkeiten begegnen wir aber in unserem Körper noch anderen, die denen des genannten Systems mindestens gleichwertig sind; es sind die Bewegungen des Herzens, die Atembewegungen, die Bewegungen des Darmkanals und dazu eine andere, die noch besonders hervorgehoben werden soll. Diese Tätigkeiten empfinden wir bei normalen Zustände unseres Körpers nicht, sie kommen uns nicht zum Bewußtsein, sie sind daher für das Ich als solches so gut wie nicht vorhanden.

Entsprechend diesen verschiedenen Bewegungen in unserem Körper ist auch dessen Masse in gegeneinander abgegrenzte Teile unterschieden, die verschiedene Tätigkeiten, Fähigkeiten verkörpern und eigene Systeme bilden.

Die größte Masse des Körpers nimmt das Nerven- und Muskelsystem ein. Wir stellen es uns am besten in schematischer Weise vor, nämlich als eine zentral gelegene weiche Masse, die Zentralmasse, die durch Gehirn und Rückenmark dargestellt wird, und eine um diese Zentralmasse herumgelagerte besondere Masse, das Fleisch, die wir in Wirklichkeit in zahlreiche „Muskeln“ zerlegt sehen, und die die Fähigkeit besitzt, sich zusammenziehen zu können. Zu der von der Muskelmasse umgebenen Zentralmasse führen von der Gesamtoberfläche des Körpers aus zahlreiche Leitungen, „Nerven“, die alle von außen auf den Körper auftretenden „Reize“ der Zentrale zuführen. An bestimmten Stellen der Körperoberfläche aber, die damit gleichzeitig zu besonderen Empfindungsstellen, zu „Sinnesorganen“ umgewandelt sind, werden nur bestimmte Reize aufgenommen und weitergeleitet. So nimmt das Auge nur Lichtreize, das Ohr nur Schalleize auf, die dann mittels der Sinnesnerven der Zentrale zugeführt werden, während die übrige Gesamtoberfläche nur allgemeine Reize wie Wärme, Kälte und Berührung der Zentrale übermittelt. Somit wird die Außenwelt mit ihren Gegenständen, Erscheinungen und Vorgängen

in der Zentrale „empfunden“, „wahrgenommen“; die Außenwelt wird hier abgepiegelt und gleichsam in unserem Gehirn zentralisiert. Da die Zentrale Vorstellungsfähigkeit besitzt, so ist sie eine Welt für sich. Aber das nicht allein. Die von außen zugeleiteten Reize werden in der Zentrale auch umgewertet und unmittelbar oder mittelbar in Bewegungen und Handlungen umgesetzt. Es zieht nämlich von der Zentrale wieder eine ganze Anzahl von Leitungen (Nerven) zu dem sie umgebenden Fleisch und bewirkt hier Zusammenziehungen einzelner oder mehrerer Muskeln. Die Zentrale empfindet also nicht allein, sondern sie kann auch handeln, wollen. Die durch die Zusammenziehungen bewirkten Bewegungen sind die „willkürlichen“ Bewegungen, und das ganze System verleiht unserem Körper die Festigkeit, die Wesenhaftigkeit. Ich sehe, ich denke, ich will, ich arbeite, dagegen „mein Herz schlägt“, und nicht: ich schlage.

Außer diesem System finden wir im menschlichen Körper ein zweites, das Zirkulationsystem, das aus dem Herzen und den zu- und abführenden Adären (Gesäßen) besteht, in denen die den ganzen Körper ernährenden Flüssigkeiten, das Blut, zirkuliert. Dies System macht in unserem Körper unausgesetzt rhythmische Bewegungen der Zusammenziehung und Ausdehnung; das Herz „schlägt“ unaufhörlich.

Neben diesen rhythmischen Bewegungen des Herzens laufen in unserem Körper noch andere rhythmische Bewegungen einher, die „Atembewegungen“; durch sie wird die gasförmige Nahrung, der Sauerstoff, eingeatmet und die Kohlenäure dafür ausgehaucht.

Endlich sehen wir den Körper der Länge nach von einem Rohr durchzogen, dem Ernährungskanal, den man in Schlund, Speiseröhre, Magen und Darm eingeteilt hat. Der Ernährungskanal ist wieder ein System für sich, macht seine eigenen Bewegungen, indem er von unserer Geburt bis zum Tode, Tag und Nacht, unausgesetzt sich bewegt wie ein Wurm und dabei den in ihr enthaltenen Speisebrei immer weiter schiebt. Mit diesen seinen Bewegungen hat sich das Darmrohr im Laufe der Zeiten fast ganz vom übrigen Körper losgelöst und verlängert, so daß der Darm beim Menschen heute ungefähr sechsmal so lang ist als der Körper selbst.

Jedes der genannten Systeme besitzt in seinen Bewegungen eine große Selbständigkeit — das Herz eines Frosches aus dem Körper herausgeschnitten schlägt noch stundenlang —, und doch kam jedes System seine Bewegungen dauernd nur im Zusammenhang mit den übrigen, im Rahmen des ganzen Körpers, vollführen. Das Herz schlägt dauernd nur im Körper; ich sehe, denke und handle nur so lange, wie mein Herz schlägt und so lange ich atme. So lange jedes System ruhig arbeitet, werden die anderen nicht in Mitleidenschaft gezogen; es besteht unter ihnen die schönste Harmonie. Vereinträchtigung und abnorme Tätigkeit eines Systems aber verändert auch die Tätigkeit der anderen. Besonders haben abnorme Zustände in dem Zentralnervensystem große Wirkung auf die übrigen; so läßt die Freude das Herz „höher schlagen“, die Angst bewirkt, daß die Pulse „schneller fliegen“, und beschleunigt die Bewegungen des Darmes so sehr, daß es nicht selten zu einer unangenehmen Katastrophe kommt. Dagegen verlangsamt die Ermüdung den Herzschlag und die Atembewegungen, wodurch andererseits wieder ein Zustand in der Nervenzentrale herbeigeführt wird, wobei von außen auftretende Reize überhaupt nicht mehr aufgenommen werden. Der Mensch sieht und hört nicht mehr, er hört auf zu denken. Diesen Zustand nennen wir bekanntlich Schlaf. — Die normalen Bewegungen des Herzens empfinden wir nicht, wohl aber die abnormen Bewegungen. Das hüpfende oder heftig pochende Herz macht sich uns sehr deutlich sichtbar, und dem Asthmastiker werden seine Atembewegungen zuweilen recht unlieb in Erinnerung gebracht. Abnorme Zustände und Bewegungen im Magen- und Darmkanal verraten uns oft in unangenehmer Weise, daß wir auch diese Organe besitzen, wenn man von einer „Uebelkeit“ oder von einem „Kolikfall“ heimgeführt wird.

Die einzelnen Systeme leisten also je eine besondere Arbeit im Rahmen des Ganzen, sie sind „Organe“, und das Ganze lebt nach dem Grundsatze der Arbeitsteilung, d. h. es ist ein Organismus. Wie nun kommt unser Körper zu dieser Zerlegung in Systeme? Eigentlich sollte unser Körper all diese verschiedenen Bewegungen mit seiner ganzen Masse machen; er sollte sich unausgesetzt rhythmisch zusammenziehen und ausdehnen, „pulsieren“; er sollte sich gleichzeitig wie ein Wurm dauernd bewegen; er sollte „willkürliche“ Bewegungen machen, wie gehen, arbeiten u. a. Das ist ihn aber unmöglich, denn niemand kann auch nur zwei Herren gleichzeitig dienen. Doch die Natur hat sich zu helfen gewußt. Sie hat die verschiedenen Tätigkeiten, die der Körper mit seiner ganzen Masse nicht alle gleichzeitig vollführen kann, auf bestimmte Körperpartien beschränkt. Damit sind diese Teile Organe des Ganzen geworden. Auf dieser Lokalisierung der Tätigkeiten, der Heraushebung der Organe, beruht die ganze Entwicklung der Lebewesen von ihrem ersten Entstehen bis auf den heutigen Tag, nur sehen wir heute die einen höher, die anderen nieder „organisiert“.

Von diesem Gesichtspunkte aus erklärt sich uns auch der so rätselhafte Vorgang der Fortpflanzung, das fünfte System in unserem Körper. Neben den oben angeführten Bewegungen soll sich unser Körper auch noch andauernd teilen, wie zum Beispiel eine Zelle sich teilt. Diese unaufhörliche Teilung ist heute ebenfalls auf ein besonderes Organ, das Fortpflanzungsorgan lokalisiert, das andauernd „Keimzellen“ erzeugt. Der Mensch teilt sich so oft, als

\*) Albert Langen, München, 1905.

\*\*) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Leipzig, 1906.

er Keimzellen hervorbringt. Jede Keimzelle kann demnach im Prinzip nichts anderes sein als das „Alte“, nur ist sie winzig klein gegenüber dem zurückgebliebenen anderen Teil, dem „Alten“; denn die Teilung ist auf einen engen Raum beschränkt, und je kleiner dieser Raum ist, desto häufiger findet die Teilung statt, aber auch desto kleiner sind die Keimzellen. Daher kommt es, daß manche Tiere Millionen von Keimzellen erzeugen. Diese Auffassung von der Fortpflanzung und der Gleichwertigkeit der Keimzelle mit dem „Alten“ erleichtert uns auch das Verständnis der wunderbaren Tatsache, daß ein solches winziges Alimpchen, wie es die Keimzelle ist, sich zu einem so kompliziert gebauten Organismus, wie ihn das „Alte“ besitzt, auszuwachsen kann.

Fünf Tätigkeiten sind es also, die unser Körper zu vollführen hat, und die wir heute auf bestimmte Teile lokalisiert sehen; und gerade dadurch, daß sie lokalisiert sind, sind sie relativ energischer und folgenreicher, als wenn sie je der ganze Körper ausübte. —

Dr. Emil König.

**Kunst.**

es. Bei Keller und Meiner stellen drei Künstler aus, die insofern Ähnlichkeit miteinander haben, als sie alle die Landschaft pflegen. Am anspruchlosesten ist Hans Busse. Er nennt seine Bilder, die nicht viel mehr als Studien sind, Erzählungen vom Meer. Abgesehen davon, daß Bilder keine Erzählungen sind und sein sollen, ist aber gerade das Inhaltliche darin von dünnster Qualität. Es ist nicht viel mehr als ein augenblicklicher Ausschnitt, dessen regelmäßige Wiederholung auf die Dauer monoton und bläulich wirkt. Immer wieder lehren die Klippen und das Wasser wieder. Dabei ist nun aber nicht etwa das Technische raffiniert behandelt, so daß eine virtuose Meisterschaft entschuldigt. Im Gegenteil, die Bildchen sind so harmlos und bescheiden gemalt, daß man nicht begreift, wie ein so harmloser Künstler zu solchen Präzisionen sich aufschwingt. Man merkt hieran schon den schlechten Einfluß der impressionistischen Schulung. Es macht sich schon eine Schablone geltend. Und bescheidene Gemüter, die einmal von Impressionismus haben etwas läuten hören, meinen, es genügt wirklich die bloße Bescheidenheit des Motivs, um ein Bild interessant zu machen. Allein durch irgend einen Inhalt wäre solche auf niedrigem Niveau stehende Malauffassung für die, denen das Verständnis für reife Kunst abgeht, genehmbar und erklärlich.

Obst hat sich an den Malern der märkischen Landschaft geschult, an Leistikow, an Kaiser-Eichberg. Ohne deren Kraft und Eigenart zu erreichen. Aber er lernt mit Umsicht und Gründlichkeit von ihnen und man meint, einem sicheren Willen gegenüber zu stehen. Ob eigene Anschauung in diesem Künstler lebendig ist, dürfte erst dann zu entscheiden sein, wenn das Schülerhafte, die Anlehnung abgestreift wird.

Am künstlerischsten präsentiert sich A. Johannsen. Er wertet das Gesehene um. Ihm wird die Landschaft ein Eindruck. Da das Technische nicht so fein ausgebildet ist, daß es an sich allein interessieren könnte, ist aus der Landschaft eine dekorative Note herausgeholt. Die Bilder haben alle ein großes Format und große, einheitliche Flächen in den Farben. Diese Farben sind manchmal etwas dünn und bläulich, aber man merkt eine gewisse Eigenheit in dem Ganzen, bis zu einem gewissen Grade Frische. Blühende Obstbäume breiten ihre hellen, schimmernden Zweige über saftige Wiesen.artes Rosa, helles Weiß sind die hervorstechenden Farben. Doch nicht diese etwas zu groß geratenen Delbilder zeigen das Können des Malers, sondern die großen Zeichnungen, die in sicheren Zügen den Stamm, das Astwerk eines Baumes, das sich mannigfach verschlingt, martig hinsetzen.

Liebmann stellt eine Reihe seiner technisch interessanten farbigen Radierungen aus, die man schon oft gesehen hat. Es ist etwas Problematisches in diesem Versuch, in die Radierung Farbe hineinzubringen. Der Reiz der Radierung läge, meint man, gerade in dem Umwerfen des vielfarbigen Eindrucks in Schwarz und Weiß. Dadurch erhielt die Radierung ihren vornehmen Charakter. Andererseits ist ja die farbige Radierung kein naturalistisches Wirklichkeitsbild. Auch sie kann nur andeutend die Natur wiedergeben. Die beschränkte Farbigkeit erhält einen eigentümlichen Hintergrund in der Weichheit der Töne, die der Radierung eigen ist. Und so behält sie einen besonderen Charakter und diese Erweiterung ist als eine Bereicherung der Mittel zu werten, wenn auch vorläufig die Ergebnisse allzu ausgeflügelt sind, allzusehr als Versuch und Experiment erscheinen.

Im Künstlerhaus ist Weihnachtsmesse, und daher ist das Niveau im allgemeinen nicht hoch. Man rechnet auf ein Publikum, das dem Gegenständlichen mehr huldigt als der technischen Güte. Unter den vielen Bildern fallen nicht allzuviel auf, bei denen man länger verweilt. Von Scherres sieht man Lupinenselder, deren gelber Schimmer sich weit ausdehnt, und alte Stadtbilder aus Danzig, wo die Häuser sich im Dunkel der Nacht mondbeschieden im Wasser spiegeln. Dann besteht man ein mond-scheinschimmerndes Bild von Hamburg von der Wasserseite aus, das Douzette gemalt hat. Es ist viel Leben und Feinheit in den leichten, silbernen Tönen, die wie ein Schleier über dem Wasser liegen und die Häuserwand am Ufer wie unwirklich erscheinen lassen. Auch Kaiser-Eichberg fällt in diesem Ensemble auf, weil seine Brunnenbilder einen kräftigen Ton zeigen; das Braun der Stämme, das tiefe Grün der Kieferkronen, das matte Weißblau der

Seen ist energisch zu einem beinahe dekorativ abgeschlossenen Ganzen gestaltet. Auch Eichstädter wirkt mit seinen Mecklenburger Landschaften erfrischend an dieser Stelle. Die Farben sind in ihrer Buntheit lebhaft. Freilich gibt das Gegenständliche, die alten Bauernhäuser der dortigen Gegend mit ihren ausgeprägten Farben schon Hinreichendes her, und der Künstler braucht nicht viel hinzuzutun, um zu wirken. Eine weiche und doch sichere, träumerische Wirkung ist den Landschaften Fr. Heggerts eigen. Seine Farben sind matt. Nichts Hervorstechendes in den Nuancen. Die Gleichmäßigkeit ist jedoch beachtlich und man vermutet, daß eine eigene Anschauung dahinter steckt. Diesem stillen Gesamteindruck entspricht auch die Linienführung, die unaufdringlich, unausgezeichnet ist und in großen Zügen hingeschrieben ist.

In dem dem Künstlerhaus angegliederten Kunstsalon Nabl sind interessantere Stücke zu sehen. Vor allem ein Menzel. Ein Aquarell von 1853, bisher unbekannt. Das Innere einer Klosterkirche bei Braunschweig. In dem Innern der Kirche herrscht die Orgel vor, die bunt bemalt ist, weiß gestrichen und blau, rot und gelb geschmückt. In diesem Bild mischt sich der zeichnerisch elegante und sichere Stil Menzels mit seinem feinen Farbensensibilität. Die Linien sind alle leicht und grazios. Die Farben sind mit Meisterschaft abgestimmt, die Lokalföne berücksichtigt und dennoch das Ganze einheitlich koloristisch zusammengehalten. Es ist etwas Bridelndes in der Abwechslung der Töne und doch wieder eine sanfte Weichheit, mit der alle die Farben ineinander übergehen. Dieses Blatt zeigt wieder, ein wie freier Maler Menzel war, der viele Probleme schon zu einer Zeit löste, in der andere noch gar nichts von der Möglichkeit solcher Auffassung ahnten. Von Corinth ist ein berbes Frauenporträt und ein feines Blumenstillleben, weißer Flieder in silbergrauer Vase, zu sehen. Leistikow gibt eine seiner kräftigen Brunnenlandschaften. —

**Humoristisches.**

— Denkmalstausch. Ein Professor zum andern: „Wohin, Kollege?“

„Ich bringe Helmholken nach Schlorendorf — und Sie?“

„Ich bringe Otto den Faulen nach der Universtität!“ —

— Vom Hoftheater. „Fräulein K. soll ja eine großartige Sängerin sein!“

„Und ob; wenn's der ausstößt, kost's schon zwanzig Mark.“ —

— Beweis: Eid. Klient: „Herr Rechtsanwalt, morgen ist doch unser Termin; was meinen Sie, werde ich meinen Prozeß gewinnen?“

Rechtsanwalt: „Wahrscheinlich; das heißt, Sie können auch verlieren, wenn der andere gerade zufällig sehr gut bei Schwur ist.“ —

(„Lustige Blätter.“)

**Notizen.**

— Im Schauspielhaus geht am Sonnabend Drehers „Venus Amathusia“ zum erstenmal in Szene. —

— Rat Schrimpf von Max Burdhard ist die nächste Robität des Lessingtheaters. Die erste Aufführung ist auf Freitag, den 22. Dezember, angelegt. —

— Das Wiener Burgtheater hat Hauptmanns Glashüttenmärchen „Pippa tanzt“ zur Aufführung angenommen. —

— Das Vermögen der Pensions-Anstalt der Bühnengenossenschaft beträgt 6 571 134,10 Mark. 835 155,23 Mark sind in diesem Jahre zugewachsen. —

— Das Kunstgewerbe-Museum veranstaltet in den Monaten Januar—März 1906 die nachstehenden Vorträge: 1. Das Ornament des Parod und Kokoko, Dr. Gustav Kuhl, acht Vorträge Montag abends 8 1/2—9 1/2 Uhr, Beginn Montag, den 8. Januar 1906. — 2. Das italienische Haus der Renaissance, Dr. Georg Swarzenski, acht Vorträge Dienstag abends 8 1/2—9 1/2 Uhr, Beginn Dienstag, den 9. Januar 1906. — Die Kunst des Hellenismus, Professor Dr. Hermann Winnefeld, acht Vorträge, Donnerstag abends 8 1/2—9 1/2 Uhr, Beginn Donnerstag, den 11. Januar 1906. Die Vorträge finden in dem neuen Hörsaal des Museums statt, sie werden durch Lichtbilder mittels elektrischen Lichtwerfers erläutert. Der Zugang befindet sich in dem Hofe zwischen dem bisherigen Museumsgebäude und dem Neubau in der Prinz Albrechtstraße. —

— In Graubünden gibt es noch 36 000 Rätomanen-Drei Zeitungen (Wochenblätter) erscheinen in ihrer Sprache; zwei in der Oberländer Mundart, eine in der Engadiner Mundart. —

— Die Kleinste Stadt des Deutschen Reiches ist Gauenstein im Amtsbezirk Waldshut knapp an der Schweizer Grenze. Am 1. Dezember hatte sie 216 Einwohner, 25 mehr als 1900. —